

LUCIA PIETRAFESA

Frauen Erzählen

Der Weg zu gemeinsamen Narrativen



Inhaltsver- zeichnis



Einleitung	4
Recherche & Konzeption	5
Umsetzung	7
Das Buch	10
Erkenntnisse und Reflexion	12
Anhang	14
Quellenverzeichnis	16
Impressum	18
Dank	19

Einleitung

Überblick

«Frauen erzählen - Der Weg zu gemeinsamen Narrativen» ist der Name meiner Bachelor-Arbeit am Institut HyperWerk HGK FHNW. Als Abschluss meiner Arbeit ist der Prototyp einer Publikation mit Interviews, die ich zusammen mit Migrantinnen in der Schweiz geführt habe, entstanden. Der Fokus meiner Arbeit liegt auf den Begegnungen mit den Migrantinnen, und den verschiedenen Typologien von gesellschaftlichen Lebensformen dieser Frauen, die sich im Gespräch herauskristallisiert haben. Die Geschichten, die dabei herauskommen, sollen mir helfen, Antworten auf die meine Ausgangsfragen zu finden: «Wo sind die Frauen? Und wieso sind sie nicht sichtbar?».

Hintergründe

Im November 2017 reiste ich zum ersten Mal auf die griechische Insel Lesbos, um dort in einem Gemeinschaftszentrum zusammen mit Geflüchteten zu arbeiten. Ich war beeindruckt von den Projekten, die dort mit Hilfe von Freiwilligen und geflüchteten Menschen aufgebaut wurden. Seit dieser Erfahrung engagiere ich mich regelmässig in der Freiwilligenarbeit. Vor einem Jahr trat ich in den Vorstand des Vereins Esperanza, dessen Ziel der Aufbau einer Schule für Fremdsprachige im Kanton Baselland ist. Bei meinem wöchentlichen Einsatz merkte ich, dass sich bei unserem Verein für die Unterstützung und Bildung von Asylsuchenden fast ausschliesslich Männer meldeten. Ich merkte auch, dass mir als Frau der Kontakt zu anderen Migrantinnen bei diesen männlich dominierten Treffen, fehlte. So begann ich, migrantische Frauen zu suchen und mich mit ihnen in Kontakt zu setzen. Dieses Vorhaben war schwierig, denn wie ich bei der Suche

feststellte, ist es nicht einfach, mit Migrantinnen in Kontakt zu kommen, wenn nicht bereits eine tiefere Bekanntschaft besteht. Ich spürte eine gewisse Hemmung zur «Sichtbarkeit» ihrerseits.

Recherche & Konzeption

Auf der Suche nach den Frauen – Opazität

Als ich mich auf die Suche nach den Frauen machte, dachte ich zu Beginn, es wäre für mich nicht schwierig sie zu finden. Ich nahm an, dass ich durch meine freiwillige Arbeit mit Asylsuchenden schnell in Kontakt mit Migrantinnen kommen würde. Dem war nicht so. Ich merkte auch, dass meine Fragestellung, die mich zu meiner Suche veranlasste, eigentlich voraussetzte, dass die Frauen nicht sichtbar sind und dementsprechend nicht einfach zu finden sein würden. Als ich zu Beginn mit meiner Mentorin über diese Unsichtbarkeit sprach, machte sie mich auf den Begriff der Opazität aufmerksam: «Opazität (lat. opacitas «Trübung», «Beschattung») bezeichnet allgemein das Gegenteil von Transparenz, also mangelnde Durchsichtigkeit bzw. mangelnde Durchlässigkeit. In der Kritischen Theorie bezeichnet die Opazität die Unzugänglichkeit des unmittelbar Gegebenen. Dasjenige, was als opake Unmittelbarkeit erscheint oder ausgegeben wird, ist dadurch dem Zugang durch die Vernunft und der Kritik entzogen. Die Kritische Theorie kritisiert, dass sowohl gesellschaftliche als auch philosophische Sachverhalte als opak abgestempelt und dadurch als dem Diskurs unzugänglich beiseite gelegt werden».¹

Dieser Begriff passte genau zu meinem Gefühl, wie ich Migrantinnen wahrnahm. Man weiss, dass sie da sind, aber man weiss nicht, wo sie

1 Opazität [9.3.19] <https://de.wikipedia.org/wiki/Opazität> [10.07.19]

sind und was sie tun. Sie sind nicht greifbar. Folglich wird auch nicht darüber geredet.

Basler Fasnacht 2019

An der Fasnacht arbeitete ich drei Tage an einem Stand mitten in der Stadt. Meine externe Mentorin empfiehl mir, Visitenkarten auszudrucken, um diese an Migrantinnen zu geben, die ich vielleicht antreffen würde. Insgesamt druckte ich über 200 Stück aus und gab schlussendlich nur ein Dutzend davon weiter. Ich wusste gelegentlich gar nicht, wie ich diese Frauen auf mein Projekt ansprechen sollte. Wenn sie bei mir ein Getränk bestellten, fragte ich sie gelegentlich, woher sie kamen. Ich hatte das Gefühl, dass für viele Frauen diese Frage unangenehm war. Meistens antworteten sie darauf, dass sie Schweizerinnen wären, weil sie in der Schweiz lebten. Wenn ich dann etwas nachhakte, sagten sie, dass sie von Deutschland hierhergezogen, in Sri Lanka geboren, oder als Kind mit den Eltern von der Türkei in die Schweiz immigriert seien. Es waren eigentlich ganz viele unterschiedliche Nationalitäten an der Basler Fasnacht vertreten. Aber wieso diese Hemmung? Wieso diese Angst auszusprechen, woher die eigenen Wurzeln kommen?

Ich erinnerte mich an ein Interview mit Fatima Moumouni, das ich eines Morgens in der Sendung Kultur Kompakt auf SRF2 hörte. Im Interview meinte die Slam-Poetin und Autorin, dass

sie als schwarze Frau öfters rassistische Äusserungen erfahren habe. Die gebürtige Deutsche sagt, am meisten wütend mache es sie, wenn Menschen nach ihren Auftritten fragen würden, woher sie denn komme. Vielen reiche die Antwort «München» nicht und sie würden nachhaken: «Ja schon, aber richtig?».²

Nun verstand ich, wieso einige Frauen meine Frage als unangenehm empfanden. Bereits davor ist mir bewusst gewesen, dass es kritisch ist, Frauen aufgrund ihres Aussehens oder ihrer Aussprache nach ihrer Herkunft zu fragen. Von der Fasnacht meldeten sich nur drei Frauen zurück, zwei davon sagten einem Interview zu. Ich verstand, dass meine Herangehensweise nicht funktionierte und musste eine neue Methode finden, um in Kontakt mit Migrantinnen zu kommen.

Ich machte mich konkret auf die Suche und ging bei Restaurants und anderen Betrieben vorbei, von denen ich wusste, dass sie von Migrantinnen geführt werden. Ich fragte Freunde und Bekannte, die auch in der Freiwilligenarbeit engagiert sind, ob sie jemanden kennen. So gelangte es mir Schritt für Schritt, Migrantinnen zu finden und mit ihnen Interviews durchzuführen.

2 Flieg, Roland; Kultur Kompakt: Blick in die Feuilletons mit Fatima Moumouni [16.4.19] <https://t1p.de/m0aj> [10.7.19]

Umsetzung

Interviews – die Kunst des Zuhörens

Zu Beginn wusste ich noch nicht, welche Fragen ich den Frauen eigentlich stellen wollte. Schon immer war ich von den hochqualitativen Interviews fasziniert, welche die Moderatoren auf SRF2 mit bekannten Personen durchführten. Den Moderatoren gelingt es immer, das Gespräch mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit zu führen und trotzdem interessante Fragen zu stellen, die auch in die Tiefe gehen. Ich wollte das auch so hinkriegen. Doch wie sollte das gehen, wenn ich noch überhaupt nicht wusste, was für Fragen ich den Migrantinnen stellen würde?

Meine externe Mentorin gab mir den Auftrag, das erste Kapitel von *Race, Nation, and Class – Ambiguous Identities* zu lesen. Das Buch behandelt und untersucht die verschiedenen Charakteristiken und Abspaltungen von Rassismus und dessen Zusammenhang mit Kolonialisierung, Nationalisierung und Kapitalismus. Es stellt die Frage, inwiefern Rassismus uns heutzutage dazu zwingt, die Beziehung zwischen Klassenkampf und Nationalismus zu überdenken.¹ Ich sollte aus dem ersten Kapitel heraus die Fragen formulieren können, die ich für mein Interview brauchte. Der Lesestoff war insofern richtig, als dass er mir half, meine Fragestellung – Wo sind die (Migrantinnen) Frauen? Und wieso sind sie nicht sichtbar? – in Bezug auf soziale, wirtschaftliche und kulturelle Hintergründe in einem globaleren Spektrum zu verstehen. Dadurch stellte ich nun neue Fragen, zum Beispiel: «Kann eine finanzielle Situation Grund für die

Un/Sichtbarkeit sein?». Dennoch war das Buch, auch weil ich es auf Englisch las, sehr anspruchsvoll und zu weit weg von meiner Realität. Ich schaffte es nicht, die Theorien in meinen eigenen Kontext zu bringen – geschweige denn, sie in adäquate Fragen für das qualitative Interview zu transformieren. Ich las nochmals ein Buch: *Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital* von Pierre Bourdieu, welches ich schon aus meinem früheren Soziologie-Studium kannte. Es half mir, das zuvor gelesene Buch besser zu verstehen, Themen zu verbinden und langsam Fäden daraus zu ziehen. Je länger ich mit dem Fragebogen haderte, desto schwerer wurde es aber, ihn zu formulieren. Nach vielen Brainstormings, Gesprächen mit Mitstudierenden und mit der Hilfe meiner externen Mentorin, stellte ich ihn schliesslich zusammen. Nun erschien mir der Fragebogen gar nicht mehr so wichtig, denn vielmehr ging es mir um die Begegnungen, die ich mit den Migrantinnen haben würde.

«People's experiences are all different, and you don't know what the person experienced. They know, but you don't, so I think it's important to listen carefully to what a person has to say. And not to force them into any direction at all but simply to model what you've experienced, model it and also be what I call a Listening Presence. If you're really listening, then some of the barriers can dissolve or change».
Pauline Oliveros

1 Vgl. Balibar Etienne und Immanuel Wallerstein. *Race, Nation & Class – Ambiguous Identities*. Übersetzte Version, London, New York, 1991.

Doing Care – Beziehungen aufbauen

Bei meinem ersten Interview war ich etwas aufgeregt. Ich traf die Frau in ihrem Zuhause, sie hatte es so angeboten, als ich sie nach einem Ort gefragt hatte, an dem sie sich wohl fühlen würde. Nachdem ich mein Audio-Equipment aufgestellt hatte und wir mit Kaffee eingedeckt waren, legten wir los. Das Gespräch ging etwas über eine halbe Stunde und war sehr angenehm. Ich hörte ihr gerne zu, wie sie von ihrem Leben erzählte und war darauf bedacht, selbst nicht zu viel zu reden, sondern ihr nur zuzuhören. Ich fühlte ein grosses Glück, dass sie mir ihre Geschichte anvertraute und war überrascht, wie sehr ich mich auf einmal mit dieser Frau verbunden fühlte, die ich zum ersten Mal traf. Die letzte Frage, die ich ihr stellte und die eigentlich gar nicht auf dem Fragebogen steht, war, wie sie dieses Gespräch empfunden hat. Sie antwortete mir, dass es sich anfühle, als würde ihr endlich einmal jemand zuhören: «Ich habe mich sehr wohl gefühlt. So dieses «Gehört werden». Als ich mit dem Velo hierhergekommen bin, dachte ich – Ja, es ist auch irgendwie schön, zu sprechen und gehört zu werden. Es ist glaube ich ein Bedürfnis, dass viele Menschen haben». Diese Antwort löste bei mir zuerst zwiespältige Gefühle aus. Für mich fühlte sich ihre Geschichte wie ein kleiner Schatz an, den ich bewahren durfte. Sie wusste aber, dass ihre Geschichte irgendwann später in einer Publikation erscheinen würde – und mir wurde es in diesem Moment auch wieder bewusst.

Alle folgenden Gespräche, die ich mit Migrantinnen führte, gaben mir das gleiche Gefühl. Durch jede Begegnung habe ich eine Verbindung hergestellt und bin eine neue Beziehungen eingegangen. Diese Beziehungen sind von einer Natur, die ich vorher noch nicht kannte. Wir spürten uns gegenseitig verbunden, geschätzt, gehört und gesehen. Sie sind durch etwas Gemeinsames entstanden:

«Während sich das Universelle von der Logik herleitet und das Gleichförmige dem Ökonomischen zuzuordnen ist, hat das Gemeinsame

eine politische Dimension: Das Gemeinsame ist das, was geteilt wird. Es war dieses Konzept aus dem die Griechen die Polis entworfen haben. Im Gegensatz zum Gleichförmigen ist das Gemeinsame nicht das Gleichtartige – eine besonders wichtige Unterscheidung in einer Zeit, in der wir unter dem von der Globalisierung auferlegten Regime der Uniformität versucht sind, das Gemeinsame auf das Ähnliche zu reduzieren, anders ausgedrückt: auf eine Assimilation. [...] Daher sollte man das Gemeinsame, das nicht gleichartig ist, befördern: Allein dieses ist intensiv, allein dieses ist produktiv. Genau das fordere ich an dieser Stelle ein, den einzigen das nicht gleichartige Gemeinsame ist wirkungsvoll».²

Opazität und Brokkoli

Opazität und Broccoli ist der Untertitel eines Abschnitts aus dem Film «Un Monde en Relation» mit Édouard Glissant, der uns während des Workshops «IN TRANSITION BETWEEN WORLDS – Remember her voice + Decolonial Futures». gezeigt wurde. Folgender Paragraph sind die Worte von Édouard Glissant:

«In der weltweiten Verbreitung der Transparenz im westlichen Denken liegt eine grundlegende Ungerechtigkeit. Warum? Warum müssen wir Menschen nach der Skala der Transparenz der vom Westen vorgeschlagenen Ideen bewerten? Ich sage, dass eine Person das Recht hat, für meine Augen undurchsichtig zu sein. Das hindert mich nicht daran, diesen Menschen zu mögen, mit ihm zu arbeiten, mit ihm abzuhängen usw. Ein Rassist ist jemand, der ablehnt, was er nicht versteht. Ich kann akzeptieren, was ich nicht verstehe. Opazität ist ein Recht, das wir haben müssen. Barbarisch ist es, anderen Menschen die eigene Transparenz aufzuzwingen. Ich erzähle immer Psychoanalytikern: wenn ich meine Opazität nicht akzeptiere, habe ich mich im Wesentlichen selbst besiegt. Aber ich kann meine eigene Opazität akzeptieren und sagen: Ich weiß nicht warum, aber ich verabscheue diese Person oder mag diese Person. Warum mag ich sie? Es gibt keinen Grund, keine Qualität, ich tue es einfach. Weiss jemand, warum

² Vgl. Jullien, François. Es gibt keine kulturelle Identität. 2. Auflage, Berlin, 2017.

er Blumenkohl nicht mag? Ich verabscheue dieses andere grüne Gemüse...Brokkoli! Jeder mag Brokkoli, aber ich hasse es. Aber weiß ich warum? überhaupt nicht. Ich akzeptiere meine Opazität auf dieser Ebene. Warum würde ich es nicht auf anderen Ebenen akzeptieren? Warum würde ich die Undurchsichtigkeit anderer nicht akzeptieren? Warum muss ich den anderen unbedingt verstehen, um neben ihm zu leben oder mit ihm zu arbeiten? Das ist eines der Gesetze der Beziehung. In Beziehung verschmelzen Elemente nicht einfach so, verlieren sich nicht einfach so. Jedes Element kann nicht nur seine Autonomie bewahren, sondern auch seine wesentliche Qualität. Auch wenn es sich selbst an wesentliche Eigenschaften und Unterschiede anderer gewöhnt.»³

Erst nachdem ich diesen Film gesehen hatte, realisierte ich, wie der Begriff der Opazität mich während meiner konstanten Suche nach Migrantinnen begleitet hatte. Einerseits beschreibt die Opazität die konkrete Lage, in der ich mich befand: dass ich keinen Zugang zu den Migrantinnen fand. Andererseits beschreibt sie auch meine Handlungen oder den Versuch, diesen Zustand zu ändern. Es stellt sich die Frage, wie stark der Versuch, die Opazität der Migrantinnen zu verstehen, mit meiner eigenen Opazität und deren Verständnis zu tun hat.

³ One World in Relation. Manthia Diawara & Lydie Diakhaté. US 2011. TC: 00:33:38-00:38:20

Das Buch

Die Geschichte im Buch

Der Entscheid, ein Buch als ein gestalterisches Nebenprodukt meines Projekts zu machen, kam in meinem Prozess sehr früh auf. Ich befand mich in dem Moment auf Lesbos für einen dreiwöchigen Aufenthalt als Freiwillige in dem Gemeinschaftszentrum One Happy Family. Dort führte ich Interviews mit verschiedenen Menschen, die auf der Insel gestrandet waren. Dabei fragte ich mich, wie ich von den Menschen und ihren Schicksalen erzählen könnte. In der letzten Woche meines Aufenthalts hatte ich eine Abgabe für das HyperWerk. Im Papier ging es um eine konkretere Vorstellung des Diplomprojekts. Ich wusste, dass meine Arbeit migrierte Menschen thematisieren sollte, aber die Art der Übertragung war mir noch ungewiss. Da ich gerne Geschichten erfinde, lese und erzähle, entschied ich mich ein Buch zu publizieren. Ein Buch, das über Geschichten von Menschen erzählen würde, die man nicht sieht. Mir gefiel die Idee, mir war einfach noch nicht klar, wie ich die Personen und ihre Situation im Buch darstellen sollte. Ich wollte, dass die Geschichten im Buch möglichst realistisch und dennoch nicht exponierend übertragen werden könnten. Es soll ein Buch sein, wo die Frauen Akteurinnen sind und Handlungsräum bekommen.

Nach meiner Rückkehr besuchte ich den Workshop *The One and the Many – Connecting Each Other*. Fiona Amundsen und Dieneke Jensen erzählten uns über die Praktiken des «Gasts» und «Gastgebers» anhand der Traditionen der Māori in Neuseeland. Mit dem Fokus auf «Caring», dem Jahresthema, lernten wir verschiedene Praktiken von zeitgenössischer sozialer Kunst und wie die Idee der Verbindung von «Guesting» und «Hosting» als Umbruch für

eine dekolonialisierende Handlung und folglich Erzählung dienen kann.

«As both guests of Hyperwerk and hosts of two workshops, we looked to Māori cultural protocols and practices of hosting and guesting to support our learning and teaching. These practices framed how we met each other and introduced 'who we are' and 'where we come from. Students were introduced to the concept of Pōwhiri, which is a Māori ritual of encounter that enables an understanding of intent to be established and for friendships and alliances to be forged...»¹

Was für eine Methode könnte ich im Buch verwenden, um ein dekolonialisierendes Verhältnis zwischen der Erzählerin und dem Erzähler, also mir und den Frauen zu erzeugen? Wie kann ich die Frauen selbst zu Erzählerinnen machen? Und wie würde sich das auf die Sichtbarkeit der Frauen und deren Geschichten auswirken?

Woher kommen diese Frauen? Wovon und wie leben sie? Wie erleben sie ihre Stellung als immigrierte Frau in der schweizerischen Gesellschaft?

Werden sie Gästinnen sein? Werden sie Gastgeberinnen sein und mich Gast ihrer Geschichten sein lassen? Oder sogar beides? Es sind Überlegungen, die vorherrschende Machtverhältnisse in Frage stellen sollen und mich während des ganzen Arbeitsprozesses begleiten.

Die gemeinsamen Narrativen

Im Workshop «IN TRANSITION BETWEEN WORLDS – Remember her voice + Decolonial Futures» erkundeten wir durch das Lesen von verschiedenen Texten und Übungen die Begriffe «Erinnerung» und «Kollektive Erinnerung». Wir lernten alternative Wege zur Aneignung von «Wissen» und benutzten die Tätigkeit des Zuhörens als Strategie, um die Kontrolle der Moderne über einzelne Narrative und Chronologien zu brechen. Eine Kontrolle, die Probleme der (Un)Sichtbarkeit verursacht, die der Art und Weise zugeordnet sind, mit der die Gesellschaft (Un)Gleichheit und Vergessen zulässt. Wir teilten Geschichten und fügten diese anschließend neu zusammen zu einer gemeinsamen Geschichte. Durch den mutualen Austausch von Erfahrungen und den gemeinsam generierten Narrativen fühlten wir uns trotz unserer unterschiedlichen Hintergründe stärker miteinander verbunden.

Dieser Workshop war für mich sehr wichtig, um im Nachhinein Teile meines Prozesses in der Beziehung mit Migrantinnen besser zu verstehen: Es sind unsere Geschichten, die unser Wissen und unsere Erfahrungen enthalten, und durch das Teilen zu einer gemeinsamen Geschichte werden und mit dem darauffolgend gemeinsamen Erzählen zu einer gemeinsamen Erinnerung wird, die schlussendlich als dekolonialisierende Praktik wirkt und zu einer dekolonialen Zukunft führt.

Kann ich durch ein kollektives Erinnern, das eine Beziehung hervorhebt und somit das Vermischen und Durchkreuzen von Differenzen erlaubt, der Kontrolle der Narration in meiner Arbeit entgegenwirken? Ich glaube ja: Um das Machtverhältnis zwischen mir und den porträtierten Migrantinnen aufzuheben und gemeinsame Narrativen zu ermöglichen, lade ich die Frauen dazu ein, das Buch zusammen mit mir zu gestalten. Somit können die Migrantinnen selbst entscheiden, wie ihre Interviews und fotografischen Portraits im Buch dargestellt werden. Gleichzeitig stellen sich so gemeinsame

Narrativen zusammen, denn ich selbst werde mich in der Publikation auch sichtbar machen.

Diese Art von aktivem Einbinden der Migrantinnen in die Gestaltung des Buchs nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. Deshalb entschied ich mich, für den Abschluss meines Diplomprojekts einen Prototypen der Publikation zu erarbeiten. Der Prototyp ermöglicht es mir, eine Idee der Designentscheidungen zu zeigen und mir später die Zeit zu nehmen, diese auszuarbeiten. Dies ist auch die Entscheidung, mich längerfristig mit dem Projekt zu beschäftigen und mich auf einen weiteren Prozess mit neuen Herausforderungen einzulassen.

1 Fiona Amundsen, Dieneke Jansen, November 2018

Erkenntnisse und Reflexion

Ich als Postmigrantin

Vor ein paar Monaten wurde ich in den Zwischenpräsentationen gefragt, was denn meine Rolle in der Arbeit sei. Eine wichtige Frage, die ich mir selbst auch stellte und damals noch nicht beantworten konnte. Als ich mich im Februar dazu entschied, meine Arbeit auf Migrantinnen zu fokussieren, hatte das auch mit einem Wunsch nach Emanzipation zu tun. Ich spürte ein Verlangen nach Unabhängigkeit, nicht nur als Frau, sondern auch als Mensch. Die Aussicht auf das abschliessende Studium gab mir Zuversicht. Es erforderte ein Vertrauen in meine eigenen Fähigkeiten und mich selber. Unabhängigkeit bedeutet für mich auch, ein Verständnis meines Selbst und meiner Fähigkeiten zu haben.

Ich selbst habe auch einen Migrationshintergrund: Mein Vater ist Italiener und ich lebe seit meinem 13. Lebensjahr in Basel. In meiner Kindheit habe ich an vielen verschiedenen Orten gelebt: Berlin, Neapel, Lomé und Basel. Die vielen Wechsel bedeuteten, dass ich mich ständig in einem neuen Umfeld befand. Ich lernte immer alles neu kennen und mich selbst auch. Obwohl ich viele verschiedene Kulturen in mir vereint habe, fragte ich mich immer wieder, wo ich eigentlich hingehörte. In Basel war ich die Italienerin, in Neapel die Schweizerin. Meine verschiedenen Attribute wurden jeweils den entsprechenden Kulturen zugesprochen. Erst später verstand ich, dass es nicht die Frage nach

der Zugehörigkeit zu einer Kultur ist, die mich beschäftigt – sondern die Variation der verschiedenen Szenarien, die hätten sein können. Was wäre gewesen, wenn ich weiterhin in Italien gelebt hätte? Was wäre gewesen, wenn ich in Berlin geblieben wäre?

Könnte es sein, dass der Versuch, die Geschichten von Migrantinnen kennenzulernen und zu erzählen, eigentlich auch der Wunsch ist, mich selbst zu sehen und zu verstehen? Wenn ich Glissants «Opazität und Brokkoli» interpretiere, dann habe ich versucht, meine eigene Opazität zu verstehen. Ich habe nach Begegnungen mit Migrantinnen gesucht, um eine Verbindung herzustellen und meine Situation anhand ihrer Geschichten besser zu verstehen und gleichzeitig verstanden zu werden. Frauen, die zwei «Kulturen» in sich haben, wie ich auch. Dabei spielt es keine Rolle, woher welche «Kultur» kommt, sondern es geht darum, in welcher Realität die Frau lebt. Wo hat Sie welche Chancen? Mit meiner Arbeit versuche ich, die Realitäten dieser Frauen aus meinem und ihrem Blickwinkel aufzuzeigen.

Meine Rolle als Gestalterin

Wie definiert sich Prozessgestaltung? Und was tue ich am HyperWerk? Durch meine Diplomarbeit konnte ich verstehen, was es bedeutet, eine Prozessgestalterin zu sein. Die letzten zwei Jahre

habe ich mich oft mit dem Bild der Kollektivität, im Kontext mit der Freiheit am HyperWerk, befasst – eigentlich ein endloser Versuch. Das Experiment einer freien Gemeinschaft, in der das Scheitern eine essenzielle Rolle spielt. Wie kollektiv bin ich selbst? Und wie beeinflusst dies meine Rolle als Prozessgestalterin? Ich musste lernen, wann ein kollektives Verhalten nützlich ist, und wo ich dieses einsetze. Erst durch das Scheitern im Kollektiv konnte ich lernen, mich selbst zu sehen. Das Kollektive braucht es, um rauszufinden, welche Fähigkeiten ich in meiner Gemeinschaft einsetzen kann.

Mit dem Prozess meines Diplomprojekts in Verbindung mit meinem freiwilligen Einsatz ausserhalb des HyperWerks, sowie meinem eigenen Hintergrund, habe ich Punkte verbunden. Ich habe gelernt, was mir wichtig ist und worum ich mich kümmern möchte. Der Entscheid, mein Projekt durch die Publikation weiterzuführen, bedeutet auch, meinen Prozess weiterführen zu wollen.

Anhang

HyperFestival – Rolling Stories

Für die Prozessdarstellung meines Diplomprojekts am Festival am Dreispitz wollte ich ein mobiles Interview-Studio gestalten, das von den Besuchern genutzt werden kann, um eine Begegnung herzustellen und sich gegenseitig zu interviewen. Ich hatte schon ein Mobil, das schon länger auf dem Campus stand, in Aussicht. Es ist ein offener Kubus auf Rädern, mit zwei Wänden, sodass man hindurch sehen kann. Ich hätte es passend gefunden, um meinen Prozess mit einem offenem Studio darzustellen, da ich bis anhin meine Interviews mit den Frauen in einem geschlossenem Raum durchgeführt hatte. Dies sollte nicht nur Einblick in meinen Arbeitsprozess geben, sondern das Auseinandersetzen mit moralischen und technischen Fragen direkt erlebbar machen. Mit diesem mobilen Interview-Studio wollte ich während des Festivals durch das Dreispitz Quartier fahren.

Leider musste ich die Idee diesen Wagen zu nutzen verwerfen, denn er war zu gross und schwer, um von mir alleine geschoben zu werden. Doch ich wollte mein Bild von einem gemütlichen Mobil, ein «Safe space» nicht loslassen und entschied mich, das Ganze auf ein rollendes Sofa umzudenken.

Spätestens bei der Generalprobe am Mittwoch merkte ich, das mein Plan nicht funktionierte. Als erstes musste ich den Tisch wieder abschrauben, um überhaupt durch die Türen nach Aussen zu gelangen. Ich kam nie zur Generalprobe bei der Rakete, dem Festivalzentrum, an, sondern blieb schon nach einigen Metern auf der Münchensteinerstrasse stecken. Ich hatte geplant jeden Tag an mehreren Haltestellen zu

fahren, um auch meine Mitstudierenden und ihre Projekte zu besuchen und unterstützen. Doch das Sofa war auch zu schwer für mich alleine und die beschriebenen «Wanderwege» waren zu schmal, und zwangen mich sehr lange Umwege zu machen. Nach einem schon fast gefährlichen Zwischenfall auf der Strasse entschied ich mich nicht mehr zu bewegen und stationierte das Sofa unter dem Gerüst bei der Rakete.

Auch wenn mein Sofa nicht mehr rollte, hinderte es die Besucher nicht, sich darauf zu setzen, denn gemütlich war es immer noch. Und ich konnte doch noch eine Gruppe von Besuchern motivieren ein Gespräch mit den 51 Fragen des Katalogs, den ich für die Interviews zur Verfügung gestellt hatte, zu führen.

Am Samstag Nachmittag organisierte ich noch einen Apéro. Zwei Wochen davor hatte ich persönliche Einladungen gestaltet und die Frauen, die ich interviewt oder auch (noch) nicht, und Freunde eingeladen. Ich wollte mich so bei ihnen bedanken und auch einen Anlass bieten, um sich gegenseitig kennen zu lernen. Ich hatte sehr viel Zeit für die Organisation und Vorbereitung investiert und war auch an allen drei Tagen des Festivals immer sehr präsent. Leider waren viele Frauen verhindert und schlussendlich tauchte nur eine Frau zusammen mit ihrer Tochter auf. Ich fand es schade, da ich den Apéro anfänglich nur für sie geplant hatte.

Fragebogen

1. Wie heisst du?
2. Woher kommst du?
3. Hat dein Name eine Bedeutung in dem Land wo du her kommst?
4. Personifizierst du deinen Namen?
5. Was sind deine Privilegien? Definiere deine Privilegien?
6. Hattest du jemals das Gefühl in eine Rolle gezwängt zu werden?
7. Hast du jemals versucht dich als Frau zu verstecken?
8. Was ist eine Enttäuschung für dich?
9. Hast du jemals vorgegeben jemand anderes zu sein, um etwas zu bekommen oder zu erreichen?
10. Hast du einen Akzent?

Quellenverzeichnis

Literatur

- François Jullien (2017): Es gibt keine kulturelle Identität. Suhrkamp Berlin.
- Balibar Etienne / Wallerstein Immanuel (1988): « Part I.: Universal Racism», In: Race, Nation, Class; Ambiguous Identities; 15 - 64 Verso, London, New York.
- Bourdieu, Pierre (1992): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. VSA. Hamburg
- Foucault, Michel (1991): die Ordnung des Diskurses. Fischer-Taschenbuch-Verlag. Frankfurt am Main.
- Mecheril, Paul (2014): Was ist das X im Postmigrantischen?; Stadt und Migration. zeitschrift-suburban.de
- Ueckermann, Natascha: Trauma und Opazität – Zum Werk von Édouard Glissant. Universität Bremen, Institut für Postkoloniale und transkulturelle Studien
- Reden, Tina /Khamis, Francisca/Sanvee, Davide-Christelle: (2019): When in Transitions between Worlds. Exzerpte von: Vasquez, Rolando (2012): Towards a Decolonial Critique of Modernity; Buen Visier, Relationality and the Task of Listening; Lugones, Maria (2003): Peregrinajes: Theorizing Coalition Against Multiple Oppressions (Feminist Constructions)
- Studer, Anna (2012): Hin & Her – Auf der Suche nach Lebenspendlerinnen. Bachelorthesis. Basel
- Ruesch Jennifer (2018): Stitching Interconnectedness. Bachelorthesis. Basel
- Michelle Akanji (): Postmigrantische Töne – Exploration der Migrationsgesellschaft Schweiz am Beispiel eines Audiofeatures und einer diskursanalytischen Untersuchung. Masterthesis. Zürich.
- Mateos, Inés (2009): Sprache als Schüssel zur Integration – Eine Metapher und ihre Folgen. Basel

Filme

- Diawara, Manthia/ Diakhaté, Lydie (2011): One World in Relation.

Links

- www.srf.ch (Stand Juni 2019)
- www.care.macht.mehr.com Manifest: Von der Krise zur Care-Gerechtigkeit (Stand August 2019)
- www.ohf-lesvos.org
- www.schule-esperanza.ch



Impressum

NAME	Lucia Pietrafesa lucia.pietrafesa@hyperwerk.ch
DATUM	09.08.2019
PROJEKTMENTORIN	Catherine Walthard
PROJEKTMENTORIN	Debolina Dubois
EXTERN	
FOTOGRAFIE BUCH	Giovanna Léon
GESTALTUNG & KONZEPTION BUCH	Brianna Deeprose O'Connor
TRANSKRIPTION BUCH	Jade Costello
KONZEPTION & BAU	
ROLLING STORIES	Deborah Kleeb & Niklaus Scheidegger
LEKTORAT	Anna Studer
LAYOUT	Lukas Oppler
ILLUSTRATION	Lucia Pietrafesa

Institut HyperWerk
Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW
Freilager-Platz 1
Postfach
CH-4002 Basel

mail@hyperwerk.ch
www.hyperwerk.ch
www.fhnw.ch/hgk/hyperwerk



Dank

Ich danke herzlich meiner Mentorin Catherine Walthard für ihre professionelle Unterstützung und ihre wertvollen Tipps, und meiner externen Mentorin Debolina Dubois für die Gespräche und die organisatorische Hilfe. Ich danke Brianna, Jade, Giovanna, Debbie, Valentina K. und Nick fürs Zuhören, Beraten, Konzipieren, Gestalten und Bauen. Ebenfalls danke ich Catherine Dessemontet und Elisabeth Degen für das Vermitteln von Interviewpartnerinnen. Schliesslich danke ich herzlich meinem Freund, Lukas Oppler und meiner Familie, die mir stets zur Seite standen und mir Mut gemacht haben.

Abstract: Wo sind all die Frauen, deren Geschichten wir nicht kennen? Die Diplomarbeit «Frauen Erzählen» stellt Migrantinnen in der Schweiz ins Zentrum. In Interviews setzen sie sich mit ihrer Stellung in unserer Gesellschaft auseinander. Dabei bleibt die Frau selbst die erzählende Instanz und behält die Kontrolle über ihre eigene Geschichte.